



# Mirabai

die Liebesnärin

»Ich bin ein Dorn in den Augen aller. Ich bin nur eine Liebesnärin«,  
 konstatierte Mirabai von Dschodhpur (ca. 1498-1546) über sich selbst.  
 Die Radschputen-Prinzessin, Krishna-Gattin, Bhakti-Dichterin stammte aus einer  
 einflussreichen Mogulen-Dynastie, ihr Urgroßvater Dschodhadschi Rathor gründete  
 Dschodhpur, sie aber irrte als besitzlose Yogini umher und wartete auf die Ankunft  
 ihres einzigen göttlichen Geliebten.

## von Ulrich Holbein

Auf die Krishna-Statuette, die ein Gast ihrer Eltern, ein 125-jähriger Sadhu, Bhakti-Mystiker und Rama-Verehrer namens Raidas, bei sich führte, hatte das kleine Mädchen Mirabai längst ein Auge geworfen. Sie wollte sie unbedingt haben, doch der zögernde Greis gab sie ihr nicht, bis ihm dann ein Nachttraum die Weitergabe an dieses Mädchen befahl. Bei der Hochzeit einer Nachbarstochter fragte Mirabai, wer mal ihr Bräutigam sein würde, da wies ihre Mutter scherzend auf die Krishnafigurine. Das aber war für das Mädchen überhaupt kein Scherz, denn ihr einziges Ein und Alles seither und sowieso und für immer war – Krishna.

Nach dem frühen Tod ihrer Mutter wuchs sie bei Großvater Rao Dudadschi auf, zusammen mit ihrem Cousin Jayamal. Nach dem Tod des Großvaters verheiratete ihr Onkel Viradev sie 1516 mit Bhodschradsch Sisodiya aus der Radschputen-Dynastie. Ihr Kommentar: »Ich werde nicht vom Elefanten steigen, um einen Esel zu reiten.« Genauer, sie sei bereits mit Shri Giridharaladschi (Krishna), ihrem Göttlichen Gatten, verheiratet. So verweigerte sie die Hochzeitsnacht und den Ehevollzug, was der irdische Gatte liebevoll akzeptierte. Und als Bhodschradsch in der Schlacht von Ghatoli umkam, verweigerte sie auch die Witwenverbrennung mit der Begründung, sie könne nie Witwe werden als Gattin ihres besonderen Bräutigams, den die Schlange des Todes nicht zu beißen vermag.

Sobald die Klangschlingen von Krishnas Hirtenflöte, die sie zu hören glaubte, ihren Geist einfingen, konnten ihr vor Wollust die Sinne schwinden. Machtinhaber, Vermittlungspriester und alles Drumherum verachtend, begab sie sich via Luftlinie ohne Zwischenhändler in göttliche Privataudienz. Und litt zwischen zwei Fronten: Ihre Verwandten ermahnten sie wegen ihrer übertriebenen Hinwendung zu Krishna, der aber gar nichts von ihr wissen zu wollen schien.

Sie löste erfolgreich allerlei weltliche Verstrickungen auf, um nur noch unauflöslicher im Überweltlichen sich zu verstricken. Um ihrem Gott näher zu kommen, begab sich die atypische Königstochter, zum Entsetzen ihrer Verwandten, außerhalb der Palastanlagen und wurde eine singende Yogini, wie vormals und anderswo die abtrünnigen Könige Gotama und Ibrahim Adham Bettelasketen bzw. Wanderarbeiter wurden: Es war das Schlimmste, was familiär passieren konnte, weil nun die Endloskette der Ahnengeister abbriss. »Sippenzerstörerin«

nannte sie ihre Schwiegermutter. »Mira ist wahnsinnig!«, klagten alle anderen.

Mira rieb sich mit Asche ein, lief mit Antilopenfell herum, mit Fußkettchen und Zimbeln an den Fesseln, also optisch durchaus auf schamanischer Ebene. Lieber göttliche Lumpen als profane Seidenkleider! Drei märchenhafte Ermordungsversuche überstand sie ganz wunderbar. Als ihr Ratan Singh II. meuchlings einen Giftbecher reichen ließ, trank sie ihn lachend aus, als handle es sich um den Nektar von Govindas Füßen. Da sie bereits dessen Unsterblichkeitstrunk genossen zu haben glaubte, konnten ihr weder Gift noch Schlangenkorb noch Prunkbett mit tückischer Spieß-Einlage etwas anhaben (falls nicht Sympathisanten am Hof die Anschläge empirisch vereitelten).

Nach Ratan Singhs Ermordung bestieg Wikramadschit den Thron, der gleichfalls die missliebige Frau töten lassen wollte, nur fand sich kein Ausführorgan, denn alle hatten Angst: Was, wenn sie tatsächlich eine echte Heilige war? – Wikramadschit nötigte sie, sich zu ertränken, sie aber konnte fliehen. Einem Bhakti-Guru, der ihr keine Audienz gewähren wollte, weil sie bloß eine Frau sei, ließ sie ausrichten, er sei selber eine, denn der Unterschied zwischen Gott und Mensch sei unendlich größer als der zwischen Mann und Weib, woraufhin der Guru sich läuterte und sie empfing.

Mirabai rühmte Krishnas krokodilförmige Ohrgehänge und dreifache Körperbiegung und bot ihm, innerhalb ihrer Lieder, ihr Kopfhaar als Thron, so als wäre der Kosmos umspannende Gott ein kleiner Nest bauender Dämon. Sie träumte, Krishna zu heiraten, und zum unglaublich überirdischen Glücksfest kamen als Gäste exakt 56 Millionen Götter, eine selbst für Hindu-Demoskopen schwer überprüfbare Ziffer. Kein Wunder, dass solche Überwonnen abflauen und im Wachzustand alles etwas weniger farbenprächtig ausschauen musste.

Mirabai spürte Krishna leider nicht immer um sich. Bisweilen lief sie durch Wälder und fand sein Antlitz nicht wieder und verglich sich einem Fisch ohne Wasser. Ohne ihn fühlte sie sich ausgebrannt, klein, hohl, tot. Lebendigkeit fuhr nur dann in sie, wenn er mitspielte. Dass der Gott, sobald er sie entzündet hatte, umfassend verstummte, empfand sie als widersprüchlich, ohne den größeren Widerspruch andeuten zu können, dass eine göttliche Überflutung nicht jederzeit auf Knopfdruck wiederholbar ist.

Hilfeschreie ertrinkender Elefanten erhörte Krishna angeblich durchaus, nicht aber Mirabais Sehnsuchtschreie. Ein

Elefant rief nur die erste Silbe von Krishnas Namen, schon wurden ihm x künftige Einleibungen erspart. Selbst einen stummen Stein rettete Krishna aus dem Wellenspiel der Welt. Mirabai hauchte und rief alle Namen Krishnas hundert Mal täglich – Kanha (Dunkler), Gopala (Kuhhirt), Govinda (Herr der Kuhherde), Manamohana (Herzbetörer), Dinanatha (Helfer der Armen), Madhava (Nachfahr Manhus), Sa'nvara (Dunkelblauer), Schyama (Zaubernder, schwarze Schlange), Hari (Löwe) oder Murari (Dämonenbezwinger), alle klangschönen Bei- und Kosenamen flatterten polyphon, also fast polytheistisch bunt um den monoton, ja monotheistisch umkreisten einzigen Lichtpunkt Krishna. Doch alles, was Metatari (die aus Merata Stammende, Mirabais Beiname) ihrem Abgott auch opferte, es blieb unerwidert ... Sie wurde dauerhaft darwend im Vorhof und Regen abgestellt, ein in vielen Religionen bekannter Zustand – im Zen-Buddhismus ›niwa-zume‹ geheiß (Stehen-gelassen-werden im Vorhof) oder bei Ruesbroeck: »... wenn Gott hinwegfliegt über das Hungerhaben der Seele in einem Nichtgewähren«.

Dass Gott stumm, unerreichbar oder tot sein könnte, stellte damals für religiös entflammte Seelen kein erwägbares Gedankenspiel dar. Ohne ihren Gott weiterleben, kam subjektiv nicht in Frage, und mit ihm leben, objektiv erst recht nicht. Sobald der Visionärin die Vision ausblieb, litt sie Trennungsschmerzen. Trennung vom geliebten Phantom gebar göttliche Phantomschmerzen, die schlimmer peinigten als echte profane Schmerzen. Irreale Leiden trimmten und weihten sie zur Dichterin. Meist klangen ihre Lieder, als wäre er mal bei ihr gewesen, nur halt jetzt, zurzeit, leider nicht mehr. Einmal jedoch gab sie zu, dass sie eigentlich noch nie wirklich eine Begegnung mit ihm erlebte, bloß ein einziges Mal sei er kurz in ihren Innenhof gekommen und diesen Moment aber hatte sie schmachvoll verpasst und verschlafen, getreu dem alten Sufileiden: »Wenn Gott da ist, bin ich nicht da; und wenn ich da bin, ist Gott nicht da.«

Sie rief: »Verlass mich nicht«, ohne dass der polygame Gott vorher überhaupt angereist wäre. Ihr Lamento: »Freundlich



Nur Giridhara Gopala ist mein,  
Und kein anderer sonst,  
Kein anderer ist mein, o Heiliger,  
Besah ich doch die ganze Welt.

Ich verließ meine Brüder, verließ meine Freunde,  
Auch meine nächsten Verwandten.

Saß bei den Heiligen, lauschte ihren Reden,  
Die Regeln der Welt übertrat ich dabei.

Der Anblick der Gottesverehrer erfreute mich!  
Ich weinte, als ich die Welt erkannte.

Genauso wie alle asketisch funktionierenden Gemüter und Narren nahm auch Mirabai die göttliche Reaktionslosigkeit als Strafe oder Schuld. Sie forderte Krishna verzweifelt auf, ihr ihre Vergehen zu nennen – und der herbeigerufene Gott nannte keine, blieb stumm, ließ sich nicht erweichen, zeigte kalte Schultern oder nicht einmal die.

Ausgerechnet Krishnas hingebungsvollste Jüngerin flehte ins Leere. Krishna hüllte sich in unverkraftbare Abwesenheit, deren Tage und Wochen sie süchtig mitzählte und die – von außen gesehen – schier an unzumutbare Nichtexistenz grenzte. Sie verzehrte sich und verblich derart, dass Ärzte Gelbsucht diagnostizierten. So lagen in chinesischen Novellen unerfüllt Liebende serienweise auf dem Schmachtelager. Mirabai entwarf wechselnde Erklärungsmodelle: Hatte er eine andere? Wollte er genauso heftig zu ihr wie sie zu ihm und fand nur den Rückweg nicht?

verspricht mir der süße Lügner alles, später vergisst er alles« beruhte eigentlich auf einer etwas anderen Ausgangslage: Er vergaß sie nicht nur, er log gar nicht erst, sie hatte sich etwas eingebildet, und als die Fiktion nicht mehr mit sich selbst übereinstimmte, schien ihr dies wie Lüge auszusehen. Ausdauernd goss die unverdient Verschmähte ihr gleich bleibendes Leid in Hunderte kaum unterscheidbarer Anläufe und metrisch strenger, literaturhistorisch gesehen vom Bhakti-Mystiker Kabir beeinflusster Lieder.

In einem Lied jammerte sie, Hari sei nicht zu ihr gekommen, sie habe ihn aber auf dem Weg gesehen – war also Hari gar nicht unbedingt Krishna, sondern ein verehrter irdischer Jüngling, den sie ›Hari‹ nannte oder der so hieß? »Kehr ein in meine Gasse« klang eher ortsgebunden und erotisch, als metaphorisch und universell. Sie bereitete ihm für seine ersehnte, vielleicht bevorstehende Rückkehr zu ihr bzw. erstmalige Ankunft ihre Bettstatt vor – mit Blumengirlanden. Auch dass sie einen bestimmten Weg überwachte oder ihm Botschaften

ausrichten ließ, schien eher auf einen doch ziemlich irdischen Geliebten zu deuten.

Falls Mirabai nur auf einen irdischen Liebhaber wartete und ihn mit göttlichen Namen belegte, hätte sie nur pubertär, labil, überspannt, irreführt, heilbar auf der Lauer gelegen, um biologischem Vermehrungstrieb ins Netz zu laufen, also verlängertem Geburtenkreislauf. Falls sie hingegen auf einen überaus überirdischen Geliebten wartete, hätte sie als Mystikerin und heilige Närrin den Austritt aus diesem Kreislauf angestrebt. So oder so: Obwohl Mystiker ihren Gott oft innen finden und Mirabai auch kundtat, er wohne in ihrem Herzen, wo sie ihn oft besuche, litt sie – wie viele Mystiker – fürchterlich, weil ihr erwählter Gott nicht jederzeit eindeutig auffindbar war. Selbst ihr inzwischen ergrautes Haar schob sie auf Krishnas dauerhaft hartherzig rätselhafte Entfertheit. Die ›Lila‹ der Welt (göttliches Gaukelspiel) hatte sie optimal durchschaut und überwunden, ohne die ›Lila‹, die Krishna mit ihr trieb, gleichfalls zu durchschauen und die metaphysische Fopperei zu über-

Lotosfußverehrung variierte neutestamentliche Fußwaschungen. Krishnas Beiname ›Giridhara Nagara‹ (Bergeheber) verwies wider Willen auf Berge versetzenden christlichen Glauben, und ihre ehelichen Vorwürfe: »Verlassen hast Du mich, Vertrauensbrecher« variierte durchaus der Psalmisten Lamento: »Du hast Dir die Ohren verstopft vor meinen Klagen« bzw. Jesus' »Mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Mirabai entsprach auf weltlicher Ebene der vernachlässigten Geliebten und dem verlassenen Mägdelein, nur dass das überformatige Desinteresse eines ideellen Liebespartners schwerer ins Gewicht fiel, als der Abgang eines realen, dafür bloß profanen Galans.

Ihr Lebensinhalt: Warten auf Krishna. Aufgeklärte, psychologische Ferndiagnose: obsessiver Umgang mit imaginärem Gefährten, garantiert therapieresistent. Ansonsten schien sie kein anderes Problem zu plagen, außer das ganz allgemeine, dass man die eigene kostbare Inkarnation pro Tag mit fünfzehn Stunden weltlichen Treibens und neun Stunden trägen Schlags

Mit meinen Tränen begoss ich die Liebesliane,  
Als ich sie einpflanzte.

Ich quirlte Joghurt und gewann die Butter,  
Die Buttermilch jedoch vergoss ich.

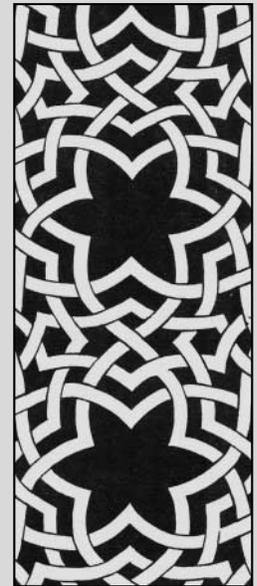
Der König schickte mir den Giftbecher,  
Ich trank ihn aus und war berauscht.

Mira hat sich hingegeben, es komme, was wolle!



(aus Mirabai. Die Verse der indischen Dichterin und Mystikerin,

YinYang Media Verlag, Kelkheim 2006. In diesem Buch sind alle 202 Lieder Mirabais enthalten)



winden. Als ihr ein Sterndeuter die Rück- oder Ankunft ihres lang entbehrten Göttergemahls ankündigte, schwelgte sie sofort in strömendem Glück, als käme er tatsächlich... Und schon schien er zu kommen... Also kam er. Um alsdann wieder genauso entfärbt abzuebben wie sowieso fast immer.

Einmal glaubte sie einem fahrenden Musiker anzumerken, dass in ihm Krishna stecke, und lief ihm hinterher, um das näher zu überprüfen. Ansonsten übte sie sich wenig in Weltwahrnehmung, außer dass ab und zu ein Pfau, ein Frosch, ein Papiha (Kuckuck) oder Kocila (eine andere Kuckuckart) hereintönte in den Zirkel ihres Kreisens um Krishna. Wolken erfreuten ihr Herz, doch weniger aus damals kaum üblicher Naturliebe, sondern vor allem, weil es ihr schien, die Wolken würden Krishna ankündigen. Auch Halladschs ohnedies brahmanisch anmutendes Motiv des Falters, der sich in die Flamme stürzt, fand sich in ihren hinduistischen Versen. Ihre dauerhafte

verplempert. Bei aller Kürze der Lebenszeit, spürte sie sich gedrückt von der Last der Welt. Mirabai drehte sich um ihren vermeintlichen, austauschbaren Fixpunkt wie vorher Laotse ums Dao, und Gotik um ›got‹, Madschnun um Laila, Rumi um Schamsuddin, ihr Guru Raidas um Rama, und nachher: der fliegende Holländer um Erlösung, Dr. Steiner um seine geistigen Welten, Martin Heidegger ums Sein, Kapitalisten um Dollars, Marxisten um Marx, Sexisten um Sex, Katholiken um Rom, Dadaisten um Dada, die ISKCON (International Society for Krishna Consciousness) um Krishna, und eine Spirale um ihre Mittelachse, ein Rad um seine Nabe, und Stephen Hawking um schwarze Löcher, und Planeten um die Sonne ... ■

Ulrich Holbein, Jg. 53, Autor von 827 ZEIT-, FAZ-, FR-, SZ-Kulturkuriosa & Glossen, Radiosendungen, 17 Büchern bei Suhrkamp, Elfenbein, Radius u.s.w.